

Nr. 84. Bydgoszcz/ Bromberg, 11. April 1938.

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(7. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sie legte die gefalteten Hände gegen das Herz.

„Wer und was seine Eltern waren, was kümmert mich das? Herr Vater? Und „hergelaufen?" Von irgendwoher kommen doch alle Menschen. Und alle hat eine Mutter geboren. Warum so schlimme Worte, Herr Vater? Jedenfalls aber ist er jetzt ein Bürger unserer freien Stadt."

„Er soll keinen rechtmäßigen Vater gehabt haben. Er ist ein Bastard!" zischte der Senator." Der Teufel weiß, wessen Blut in ihm fließt."

Saskia blickte den Vater klar und rein an.

„Die rheinische Sonne ist in seinem Blut, Herr Vater. Und Gott hat ihn gesegnet und begnadet mit dem Höchsten, was es gibt: Mit dem Dornenkranz der Kunst."

„Pah! Weiberschwärmereien! Verrückt! Ein armseliger Kujon ist er! Ein Künstler? Vielleicht im Hungern! Aber so etwas gefällt den jungen Meisjes. Auf meine Gulden hat er's abgesehen, daß du's weißt! Und du Närrin träumst von seinen Bildern und Künstlerruhm und was weiß ich!"

Ihre Augen loderten auf.

„Nein! Das ist nicht wahr! Der Vermeulen, ja, der hätte Eure Gulden schon gern mitgenommen. Nicht einen Gulden nähme der Rembrandt von Euch! Herr Vater, Ihr beschimpft ihn, ohne daß Ihr ihn kennt. Nicht Euer Geld — mich liebt er!"

„Hahaha! Und von der Liebe baut er dir ein Schloß! Von der Liebe kauft er dir Kleider und kostbare Steine! Wie?"

„Die brauche ich nicht!"

„Er wird dir auch nicht einmal die sagenhafte Hütte bauen können, von der alle närrischen Liebenden der Welt schwärmen."

Ruhig antwortete Saskia:

„Er wird soviel verdienen, wie wir brauchen, um satt zu werden. Und ich werde damit zufrieden sein. Ihm wird die Zukunft gehören, Herr Vater. Habt Ihr ihn nicht selbst gelobt? Waret Ihr nicht selber ergriffen —"

„Leider, leider —", unterbrach Uylenburgh sie schroff.

„Ihr werdet einmal noch seiner froh sein!"

„Hahaha!"

Sein Lachen brach rauh ab.

„Das dürfte nie geschehen, Kind. Nie! Merk dir dies Wort! Aber du bist noch sehr jung. Und voll Torheit. Ich werde dafür sorgen müssen, daß du in Zukunft weniger Torheiten begehst. Vorerst lebst du noch in meinem Hause. Hör du? Du scheinst vergessen zu haben, daß du überhaupt noch nicht mündig bist und nur mit meiner Einwilligung einen Mann freien kannst."

Drohung stand unverhüllt in seinem Blick.

„In den ganzen Niederlanden würde Euch kein Pfaffe zusammengeben. Keiner! Gesetz, mein Kind! Ein gutes Gesetz! Das Gesetz ist verständiger als junge, törichte Menschen. Gott sei bedankt! Noch also schützt dich das Gesetz vor deiner eigenen Dummheit. Du kannst es ihm danken."

Saskia war blaß geworden.

Heftig schüttelte sie den Kopf. Ihre schlanke, zierliche Gestalt war in allen Muskeln gespannt. Ein feines Zittern lief um den Mund.

„So mögt Ihr das Gesetz auf Eurer Seite haben, Herr Vater. Sei es so, wie Ihr sagt! Aber das Gesetz kann mir nicht die Liebe aus dem Herzen reißen, nie und nimmer. Das Gesetz kann mich nicht zwingen, jemandes Frau zu werden, den ich verachte. Das Gesetz mag gut oder schlecht sein, aber es ist gewiß nicht allmächtig, und stärker noch ist die Zeit!"

„He? Was willst du damit sagen?"

„Die Zeit, die dahinfließt, und die mich einmal mündig machen wird, Herr Vater! lange dauert es nimmer. Gott gebe, daß Ihr bis dahin gerechter denken gelernt habt."

Ihre junge Brust unter dem flandrischen Spitzentuch hob und senkte sich in verhaltener Erregung. Den Kopf auf dem zierlichen, weißen Hals trotzig nach hinten gebogen, mit flammenden Augen — so stand sie da, ein Bild stolzer, mädchenhaft-tapferer Abwehr, voll Kühnheit und Entschlossenheit.

Uylenburgh biß die Zähne in die Lippen. Die da vor ihm, die war Blut von seinem Blut, Stolz von seinem Stolz, Wille von seinem Willen! So ging es ihm plötzlich durch den Sinn. Etwas wie Befriedigung wollte in ihm aufsteigen. Aber der Zorn war stärker. Nur nicht weich werden! Hart bleiben! Dieser Trotz da würde noch zu brechen sein!

Kurz lachte er auf. Es klang spitz und hart.

„Also warten? Warten willst du? Bis du mündig bist? Daß dir das Warten nicht zu lange dauert, Närrin — sonderbare! Eine Uylenburgh bist du und willst warten, bis dein Maler goldene Berge scheffelt? Ein Maler! Wahrhaftig, nie war eine Uylenburgh so verliebt und dumm, daß sie einen Mann wählen wollte, ohne den Vater zu fragen. Aber wir werden ja sehen — wir werden sehen —!"

„Ja, mein Vater, wir werden sehen," sagte Saskia entschlossen.

„Ich kann dich nicht einsperren. Ich bin kein Tyrann. Aber es wäre vielleicht besser, damit du diesen Menschen nie mehr siehst."

„Es würde nichts an allem ändern."

„Deine Meinung! Auch ich weiß etwas von der Zeit! Sie macht zuweilen dumme Menschen wieder klug und bringt Närrinnen zur Vernunft."

Er ballte die Fäuste.

„Dann also", er steckte die Hand zwischen Hals und Krause, als beenge ihn diese, „dann also werde ich der Muhme sagen, daß sie dich von jetzt ab auf Schritt und Tritt bewachen soll. Ich wünsche nicht, daß du noch einmal diesen Rembrandt sprichst. Verstehst du mich? Ich wünsche nicht, daß meine Tochter noch länger mit diesem Mensen zum Gespött der Gasse wird."

Die Muhme auf mich aufpassen? dachte Saskia beinahe fröhlich. Ach, wenn du wüßtest, Vater!

Sie schüttelte sacht den Kopf.

„Ich kann dir nichts versprechen, mein Vater."

Es klang unabänderlich.

Der wollte auf sie zustürzen. Der samtene, bis zu den Knieen reichende, mit Pelzwerk reich verbrämte Kaufherrenrock rauschte und knisterte in den Nähten. Aber mitten in der Bewegung hielt er inne. Sein Gesicht sah steinern aus.

„Ich hoffe nicht, daß du Lust haben wirst, in's Spinnhaus zu kommen auf dem Karren durch die Gassen gefahren zu werden!"

Schwer wie Hammerschläge fielen diese Worte.

Danach war es eine Weile totenstill.

Ein kühler Hauch wehte durch das Zimmer.

Das Spinnhaus!

Das graue, fenstervergitterte Haus in der Altstadt, in der fahrendes Frauenvolk, Dirnen, Kindesmörderinnen und zauberkundige Weiber ihr Quartier hatten, ein Hexenkessel verworfenen Frauenvolks.

Das Spinnhaus! Jeder ehrsame Bürger machte einen Bogen darum. Den Kindern gruselte es, wenn man von ihm erzählte.

Langsam öffnete Saskia den Mund.

Die Stimme zerbrach ihr in der Kehle.

„Herr — Vater — —"

Der stand noch immer wie ein Standbild.

„Das war kein gutes Wort! —" stieß Saskia hervor mit flackernder Stimme. „Ein Wort, daß eines Uylenburghs nicht würdig war!"

Ihre Lippen schlossen sich fest.

Der Senator ließ den Arm sinken.

„Würdig?" murmelte er." Nicht würdig? Sprich du nicht über Würde. Du nicht! Und was gesprochen ist — das bleibt gesprochen! Ich habe nichts zurückzunehmen."

Aber es war vielleicht doch nur eine krampfhaft-entschiedene Geste.

Saskia sah an ihm vorbei zum Fenster hinaus. Da standen die Bäume im Sommerglast und bewegten leise die Wipfel im Wind. Hin und her — hin und her —.

„Gut, Herr Vater. Ich werde es nicht vergessen."

Kein Wort mehr.

Sie drehte sich um.

Das Kleid rauschte leise, als sie zur Tür schritt, ohne sich noch einmal umzusehen.

Der Senator sah ihr nach. So schritt ihre Mutter, dachte er plötzlich. So schritten alle Uylenburghschen Frauen. Es ist Stolz und Selbstbestimmung darin.

Sein Blick verschleierte sich. Schwer atmete er auf.

Noch immer malte die Sonne bunte Kringel durch die Butzenscheiben auf den Fußboden. Es war so still im Zimmer.

Herr van Uylenburgh schritt zu dem holzgeschnitzten Lehnsessel und ließ sich darin niederfallen. „Würdig?" murmelte er und strich mit der Hand über die Stirn. "Ach —"

Das Holzschiff an der Decke schwebte noch immer mit leisem Schaukeln an den dünnen Fäden, als steuerte es in einem stillen Traum durch unendliche Meere der unerreichbaren Ewigkeit. —

IX. Kapitel.

Der Leutnant Vermeulen war kein Leutnant mehr. Es war eine bittere Sache.

Uylenburgh und der alte Vermeulen hatten eine Unterredung unter vier Augen gehabt. Eine Unterhaltung, in der Funken sprühten. Sie lief auf ein Ultimatum heraus, das Uylenburgh in seiner Eigenschaft als Ehrenkommandant der Stadtwache stellte: Entweder wurde in gestrenger Sitzung über den Leutnant Vermeulen zu Gericht gesessen und die ganze Affäre aufgerollt — oder der Leutnant Vermeulen hatte schleunigst seinen Abschied zu nehmen.

Da half keine persönliche Freundschaft zwischen den beiden Senatoren. Uylenburgh blieb unerbittlich.

Der alte Vermeulen kniff sein Fuchsgesicht zu zahllosen verworrenen Falten zusammen. Er sah schließlich selber ein, daß es nicht anders ging, aber im Innern war er voll Grimm und hoffte, es Uylenburgh noch einmal heimzahlen zu können. Er wäre eben doch mehr für vollkommenes „Vertuschen" gewesen.

„Man kann sagen, daß Ihr Euern Sohn im Geschäft braucht. Das wird gewiß nicht auffallen. Über kurz oder lang hätte das ja sowieso kommen müssen," sagte Uylenburgh. „Und Ihr könnt mir danken, wenn diese Geschichte so glimpflich abgeht."

Vermeulen blickte nicht eben freundlich.

„Es wär' Euch, schätze ich, nicht minder unangenehm, Mijnheer van Uylenburgh, wenn jener Vorfall in Eurem Garten bekannt würde. Eine Jungfer hat ehe einen Ruf zu verlieren als ein junger Mann, denke ich mir, obwohl ich keine Jungfern zu hüten habe."

Kühl und streng antwortete Uylenburgh:

„Nicht um Saskia handelt es sich, sondern um die Ehre des Offiziers. Ich bitte das zu bedenken. Ich verkenne nicht, daß es wohl jugendlicher Überschwang gewesen ist, der Euern Sohn in diese Lage gebracht hat. Da ich nun aber einmal von der leidigen Affäre erfahren habe —" er zuckte die Achseln. Es sei, wie es sei: Ihr müßt Euch entscheiden."

Vermeulen hatte den Kampf aufgegeben.

„So werde ich Justus nahelegen, den Offiziersrock auszuziehen", sagte er unwillig.

„Aber es dürfte nicht zu lange dauern. Die soldatische Disziplin verlangt Raschheit des Handelns."

„Ich weiß."

„Ich hoffe, daß ich morgen schon weiteres höre."

„Es wird nichts anderes übrigbleiben", stimmte Vermeulen mit einem Seufzer zu.

So war es besprochen gewesen zwischen den beiden Senatoren.

Aber die Vermeulens verstanden sich schon auf Vergeltung und Bosheit. Und Dankbarkeit lag ihnen fern. Wenn Uylenburgh gerecht gewesen wäre, hätte Justus Vermeulen mit Schimpf und Schande Federhut, Degen und Leutnantsbinde verlieren müssen, gebrandtmarkt vor der ganzen Stadt.

Am nächsten Tage ließ sich Justus Vermeulen bei Uylenburgh melden. Etwas blaß und ungeschickt sagte er seinen Vers auf:

„Mein Vater braucht mich in seinem Handel. Ich habe genug des Soldatendienstes, Ruhm und Ehre ist in diesen Zeitläuften nicht zu erringen. Wollet mir daher gütigst den Austritt aus der Stadtsoldatei gewähren."

Nichtdestoweniger war er innerlich durchaus nicht so ergeben, wie er wohl tat. Schäumende Wut auf Rembrandt und gegen Saskia saß ihm im Herzen, seit sein Vater ihm das Ergebnis seiner Unterredung mit Uylenburgh mitgeteilt hatte.

Einige Worte wurden hin und her gewechselt. Uylenburgh vermied es, auf den Vorfall mit Rembrandt einzugehen. Der Senator tat, als wisse er nichts davon. Und Justus Vermeulen hatte gewiß keine Veranlassung, von sich aus davon zu sprechen.

So regelte sich denn alles schnell und wie von selbst. Uylenburgh sah die Wichtigkeit des vorgebrachten Grundes, den Soldatendienst zu quittieren, ein und versprach, schnellstens für die formelle Erledigung der Angelegenheit sorgen zu wollen. Dann verlor er die gestrenge Miene des Vorgesetzten und setzte sich behaglicher zurecht.

„Und nun rede ich also nicht mehr zu dem Leutnant Vermeulen, sondern zu Justus Vermeulen, dem Sohn des Kaufherrn und Freundes."

„Ehrt mich, Mijnheer van Uylenburgh. Außerordentlich."

Er wußte, nun konnte ihm nichts mehr passieren.

Uylenburgh lächelte. Er konnte auch liebenswürdig sein, wenn er es wollte. Und er wollte, daß endlich auch die leidige Affäre mit Saskia in's reine kam.

„Er ist ein bißchen zu ungestüm gewesen, wie? Nun, ich kann es immerhin verstehen. Ihr müßt schon etwas Geduld mit Saskia haben. Sie ist ein eigenwilliges Geschöpf und noch so jung. Das muß erst richtig aufwachen. Mit Ungestüm verdirbt man da nur manches."

Aufmunternd lächelte er dem andern zu. Eine goldene Brücke baue ich ihm, dachte er dabei. Er kann zufrieden sein.

„Vielleicht ist es auch, daß sie weiß, sie bekommt dreimal hunderttausend Gulden mit in die Ehe. Ist ja auch ein gutes Geld, wie? Aber so ein Meisje ist stolz darauf und schätzt danach den eigenen Wert — haha! Das macht spröde. Nun, am Ende wird es gut sein, sie für eine Weile zu einer Base nach Brüssel zu schicken. Eine kleine Trennung regt oft zum Nachdenken an und man kehrt verständiger wieder. Inzwischen wächst Gras über mancherlei Mißverständnisse, denk' ich. Ihr braucht also noch lange nicht Eure Hoffnung zu begraben. Ein bißchen Geduld —

und der Verstand mag auch ruhig ein wenig dazwischenreden. Nun? Ist es so recht?"

Er hatte den Wunsch einer Verbindung der beiden Häuser Uylenburgh und Vermeulen durchaus nicht aufgegeben. Und er war überzeugt, daß — wenn Saskia erst mal für ein halbes Jahr aus Amsterdam und der gefährlichen Nähe Rembrandts weg war, — sie auch diesem Wunsche willfähriger sein würde. —

(Fortsetzung folgt.)

Das schneeweiße Schiff.

Erzählung von Peter Steffan.

Sie haben sich in letzter Zeit so selten gemacht, Bill", sagte Dorothy noch, als er sich verabschiedete. „Ich freue mich aufrichtig, daß Sie doch wieder den Weg hierher gefunden haben."

Der Ingenieur Doktor Wilhelm Hartmann schaute ihr aufmerksam in die grauen, sehr hellen Augen, während sie das sagte, und las darin den spöttischen Triumph, den ihre Stimme nicht verraten hatte. Nein, er war kein Dummkopf, er konnte die Gedanken hinter diesem kühlen Blick recht gut lesen, aber änderte das viel an seiner Lage?

„Jetzt blicken Sie schon wieder so finster drein", sagte Dorothy Burnham lächelnd, „es steht Ihnen viel besser, wenn Sie fröhlich sind, Bill. Ich erwarte Sie also bestimmt heute abend. So, und nun dürfen Sie gehen. Ich habe Sie sicher schon viel zu lange von Ihrer wichtigen, wichtigen Arbeit abgehalten."

Nun war der Spott auch in ihrer Stimme unverkennbar. Trotzdem beugte er sich über die schmale, knabenhaft feste Hand und küßte sie länger, als es eigentlich schicklich ist. Er fühlte, wie eine Röte der Verwirrung in sein Gesicht trat, als er sich wieder aufrichtete, und sah ihren Blick der Genugtuung. Rasch wandte er sich ab und ging hinaus.

Vor dem Haus blieb er einige Augenblicke stehen, bevor er in seinen Sportwagen stieg. Man hatte von der Villa, die hoch über der Stadt lag, einen weiten Blick über Hänge und Steilabfälle bis hinab zu der tiefblauen Bucht. Wie zierliche Spielzeuge sahen die Dampfer aus, die auf der Reede vor Anker lagen. Der Himmel war wolkenlos klar. Dieser Blick hielt alles, was die Ankündigungen der Reisebureaus von Madeira versprachen, — der „glücklichen Insel"; Hartmann dachte es bitter. Von Glück konnte bei ihm nicht viel die Rede sein. Er stieg ein und drückte auf den Starter.

Während der Fahrt zur Stadt widmete er der Gegend keinen Blick mehr. Er bremste und schaltete mechanisch und gab sich seinen Gedanken hin.

Vierzehn Tage lang hatte er sich gezwungen, Dorothy nicht mehr zu sehen, um dieses unwürdige Spiel zu beenden, das sie mit ihm trieb, dieses ewige Schwanken zwischen Kühle und scheinbarer Herzlichkeit, dessen geheimen Zweck er zu wissen glaubte und dem er doch nicht entrann. Er wußte genau, daß er heute abend zu ihr gehen würde, auch wenn er sich jetzt hundertmal das Gegenteil vornahm. Der lange Ire Rogers würde da sein und Ferandez und Ombra, und sie würden alle vier Narren aus sich machen vor dieser fischblütigen Engländerin, die weder Herz noch Gewissen hatte, was sie auch sonst besitzen mochte.

Er erschrak bei diesem Gedanken. Er wußte zu gut, wie rasch einer vor die Hunde geht, wenn er erst einmal die Achtung vor sich selber verliert. Er dachte daran, daß Södrup, der Direktor der deutschen Firma, wo er als erster Ingenieur arbeitete, ganz am Anfang dieser Sache wie beiläufig erwähnt hatte, daß Dorothy Burnhams Vater die Aktienmehrheit an ihrer englischen Konkurrenzfirma besaß. Södrup, der schweigsame Södrup, hatte seither nichts mehr gesagt. Nur neulich, als sie von Deutschland sprachen, hatte er bemerkt, daß sein, Hartmanns, Urlaub ja längst überfällig sei und ob er nicht bald fahren wolle; das Klima hier, hatte er hinzugefügt, sei auf die Dauer nicht das richtige für Leute aus dem Norden, man werde schlaff davon, so und so.

Hartmann wußte, daß Södrup recht hatte. Juristisch war nichts dagegen zu sagen, wenn er die Stellung annahm, die ihm die Engländer boten; höheres Gehalt, größeres Betätigungsfeld. Man hatte ihm auch versichert, daß er nach London versetzt werden könne; im Herbst kehrte Dorothy nach London zurück. Aber menschlich gesehen, zum Teufel nochmal, menschlich gesehen war es eine glatte Schweinerei . . .

Er wurde mit einem jähen Ruck aus seinen Gedanken gerissen, trat auf die Bremsen, warf das Steuerrad herum. Der Wagen schleuderte, fing sich und stand. Noch einmal gut gegangen! Aber als Hartmann sich umdrehte, sah er das Mädchen, das er um ein Haar überfahren hätte, am Wegrand knien; die Fremde hatte also doch etwas abbekommen. Er stieg rasch aus und ging zu ihr hin.

„Sie sind verletzt?" fragte er hastig.

„Es ist nichts — bloß der Knöchel verknaxt beim Wegspringen. Es war meine Schuld . . . Sie versuchte zu lächeln, obwohl sie offenbar Schmerzen hatte. Erst jetzt fiel es Hartmann auf, daß sie deutsch gesprochen hatten.

„Also, kleines Fräulein aus Deutschland", sagte er, „jetzt rasch zum Onkel Doktor." Und er nahm sie kurz entschlossen auf die Arme und trug sie zu seinem Wagen.

Als der Arzt den Fuß verbunden hatte, konnte sie wieder gehen, wenn auch noch humpelnd.

„Halten Sie sich länger hier auf?" fragte Hartmann.

„Wir fahren morgen wieder", antwortete sie. Und erklärend fügte sie hinzu: Ich bin mit den KdF.-Schiffen gekommen, es ist meine erste Auslandreise."

„So, so", sagte er und schaute nachdenklich hinüber, wo man die schneeweißen Schiffe im Hafen vor Anker liegen sah. Dann bot er ihr an, sie in seinem Auto ein wenig herumzuführen, da sie ja nicht viel gehen konnte. Er tat es nur aus Höflichkeit, denn er fand dieses kleine Fräulein Schmidt aus dem Hannoverschen nicht besonders anziehend. Sie war mittelgroß, mittelblond, mittelhübsch und ein wenig schüchtern.

Wie kam es also, daß er am Abend noch immer mit ihr zusammen war? Er hatte ihr diese und jene Sehenswürdigkeit gezeigt, sie waren ein bißchen in die Umgegend hinausgefahren, und jetzt saßen sie in einem Kaffeehaus an der Puerta San Salvador, aßen Eis und unterhielten sich, als kannten sie sich seit Wochen. Ihre Schüchtenheit war verschwunden, sie plauderte unbefangen und frisch. Vielleicht war es diese Natürlichkeit, die das Zusammensein mit ihr so angenehm machte. Hartmann überlegte sich, daß er jetzt gehen müßte, wenn er noch rechtzeitig zu der Gesellschaft bei Dorothy Burnham kommen wollte, und wunderte sich, daß er blieb und daß er darüber froh war.

Er verbrachte auch den nächsten Vormittag mit der Deutschen und brachte sie an die letzte Barkasse, die zu den Schiffen hinüberfuhr.

Er stand am Kai und blickte dem Boot nach, das sich langsam entfernte. Im Heck winkte die kleine Hilde Schmidt aus dem Hannoverschen. Er winkte zurück, und ein eigentümliches Gefühl erfaßte ihn dabei, das er sich nicht recht erklären konnte.

Langsam wandte er sich um und sah ein Stück weiter den großen amerikanischen Wagen Dorothys stehen. Er ging hinüber und begrüßte sie. Sie war sehr schön, sehr elegant und sehr fremd.

„Sie konnten gestern abend nicht kommen?" fragte sie.

„Nein, ich war leider beschäftigt", sagte er höflich. Er sah diese elegante Dame an und verstand nicht, was ihn je mit ihr verbunden hatte. Gleich darauf verabschiedete er sich.

Er ging rasch zum Kai zurück und mietete ein Motorboot. Das weiße Schiff ließ draußen schon seine Sirene ertönen; als das Boot es erreichte, hatte es die Anker gelichtet und setzte sich langsam in Bewegung. An der Reling standen dichtgedrängt Menschen mit lachenden Gesichtern und winkten und riefen.

Hartmann, der selbst nicht gewußt hatte, warum er da hinausfuhr, wußte es jetzt: Da oben inmitten der fröhlichen Menschen stand die kleine Hilde Schmidt und winkte ihm zu. Und es war gerade so, als ob alle, die mit ihr winkten, es nur taten, um ihren Gruß zu verstärken, so daß es ein Gruß des ganzen Schiffes war und des ganzen Landes, zu dem es zurückfuhr. Denn wie das Mädchen zu denen da oben gehörte, zu dem schneeweißen Schiff, so gehörte auch er dazu.

Der Dampfer gewann an Fahrt, und er ließ das Motorboot wenden. Vom Hafen ging er geradeswegs zu Södrup und erbat seinen Heimaturlaub.

Ein Bauer aus dem Taunus.

Eine Geschichte von Wilhelm Schmidtbonn.

Am Vormittag des Tages, an dem der General Blücher bei Caub seine Armee über den Rhein setzte, erschien vor dem schiefergedeckten Haus, in dem er sein Quartier hatte, ein Bauer in einem jener blauen Leinenkittel, wie sie in den hochgelegenen Dörfern des Taunus getragen werden. Er stand lange, sah immer die Tür an. Der Posten wurde mißtrauisch. „Was willst du denn da?“ Geh weiter!“

„Ich will den General Blücher sprechen!“

„Der hat jetzt Wichtigeres zu tun, weiter!“

„Du gehst wahrscheinlich eher von deinem Posten als ich. Ich habe es mir gedacht, daß du mich nicht hineinläßt. Darum eben warte ich hier draußen.“

Da der Bauer sehr laut sprach, öffnete ein junger Offizier das niedere Fenster und sah zwischen den Blumentöpfen, die innen standen, nach der Störung aus. Der Posten freute sich, Hilfe zu bekommen.

„Er will zum General“, sagte er mit einem spöttischen Lachen.

„Nee, Freund, geh man nach Haus!“ rief der Offizier, der Sprache nach ein echter Berliner. „Wenn der General wieder aus dem Krieg zurückkommt, dann kannst auch du wiederkommen. Dann haben wir mehr Zeit.“

„Ihr könnt nie mehr Zeit haben als ich. Ich warte hier gern bis zum Abend und auch die Nacht durch.“

„Was hast du denn Großes, Vater? Bringst du dem General in deinem Sack Käse oder Wurst? Dann gib nur her“, lachte der Offizier.

„Nein, Käse und Wurst bringe ich nicht. Aber deshalb ist doch etwas für den General in dem Sack. Aber das kann ich nur ihm selber geben.“

„Ich bin Offizier, Freund. Mir kannst du es ruhig anvertrauen.“

„Das glaube ich. Dennoch muß es diesmal der General selber sein. Das ist das einzige, was ich beanspruche.“

Der junge Mensch sah dem Alten ins Gesicht. Die ruhige Sicherheit darin und auch ein gewisser Glanz in den Augen, der eine hohe Stimmung der Seele anzeigte, veranlaßten ihn, den Posten anzuweisen: „Laß den Mann herein!“ Dem Bauer rief er noch zu: „Aber nicht länger als eine Minute!“

„Viel länger brauche ich nicht.“ —

General Blücher saß über einer großen Karte am Tisch, das Gesicht rosafarben, der Schnurrbart schneeweiß, Frühling und Winter zugleich. „Was will Er?“ sagte der General, sah kurz auf.

„Herr General, es ist genug Mord und Brand in der Welt“, sagte der Bauer langsam und fest, „die Menschheit will endlich Frieden. Gut, daß Sie auf dem Weg sind, endlich Frieden zu machen. Ich bin froh, daß ich Sie gesehen habe. Ich vertraue Ihnen und bitte Sie, das hier von mir anzunehmen.“ Damit schüttete der Bauer seinen Sack auf den Tisch aus, über die Karte weg: lauter Goldstücke und Silbertaler. Er sonderte die einen behende von den andern, machte von beiden Münzarten kleine Haufen zu immer zehn Stück, so daß die ganze Summe leicht zu errechnen war.

„Rechnen Sie nach, Herr General!“

„Dreitausend Gulden!“ rief der junge Offizier überrascht.

„Was soll ich damit?“ fragte der General.

„Das ist die Hälfte von dem, was ich erspart habe. Der Krieg kostet Geld. Die öffentlichen Kassen sind leer. Nehmen Sie das, Herr General!“

„Das ist zuviel, Bauer! Du wirst dir wehe tun.“

Dann brächte ich es Ihnen nicht. Ich lebe nicht mehr so lange nud habe keine Erben.“

Blücher stand auf und war einen Kopf kleiner als der Bauer. Er mußte also zu ihm aufsehen, aber sein Blick hatte auch ohne das genug Ehrfurcht. „Na, das freut mich, daß Er sein Vaterland so liebt. Ich danke Ihm, auch im Namen des Königs. Gebe Er meinem Leutnant seinen Namen, daß wir Ihn in die Zeitung setzen, damit Er auch Ehre hat.“

„Das mag ich nit.“

„Des guten Beispiels wegen.“

„Das alles mag ich nit.“

„Aber mir selbst wird Er doch seinen Namen nicht verhehlen.“

„Ich sage ihn nit.“

„Na, dann wenigstens sein Dorf.“

„Auch nit! Und jetzt sag ich Gott sei bei Ihnen, Herr General!“ Damit ging er. Blücher erfaßte ihn in der offenen Tür noch bei der Hand, zu einem langen Druck. Das und der Schein auf dem Gesicht des Alten ließen den erstaunten Posten zum Gewehr greifen und es vor dem Bauern präsentieren wie vor einem Vorgesetzten.

„Schicken Sie schnell zwei Soldaten hinter dem Mann her, sie sollen im Gespräch herausbekommen, wie der Mann heißt oder wenigstens, wo er her ist. Nehmen Sie zwei mit hellem Kopf!“ rief Blücher seinem Leutnant zu.

Die zwei Soldaten gingen sofort hinter dem Bauern her, nicht zu schnell, damit es nicht auffiel, nicht zu langsam, damit er ihnen nicht entwische. Aber der Bauer sah sich in einer unbestimmten Ahnung bisweilen um, so daß sie ihm auf diese Weise nicht beikommen konnten. Darum überlegten sie, daß einer von ihnen durch eine Seitengasse vorauseilen und dem Bauer dann von der entgegengesetzten Richtung her entgegenkommen solle. Dieser Soldat lief wie der Teufel, um weit genug vorzukommen, denn der Alte hatte einen zügigen Schritt, wie er die Art ist bei rheinischen Landleuten. Darum schnaufte der Soldat noch recht, als er mit gemachter Ruhe von der anderen Seite dem Bauer in den Weg kam. Er stellte sich, als erkenne er ihn plötzlich. „Wie geht es zu Hause, Vater? Ich lag doch bei Euch im Quartier! Wie ist doch nur gleich Euer Name? Jetzt fällt er mir nicht ein, und wenn ich mich auf den Kopf stelle. Wie? Sagt doch mal schnell!“

Der Bauer blieb kaum stehen. „Meinen Namen kann ich nit sagen. Denn grad hat mich der General selber drum gefragt, und ich habe ihn auch ihm nit genannt.“ Er ging seinen Weg weiter.

Der zweite Soldat wollte nun hinter ihm her und bis zu seinem Dorf hinter ihm bleiben. Der Bauer aber merkte das, blieb stehen, ließ ihn herankommen, und sagte: „Guter Freund, ich bin ein Bauer, ich brauch' keinen Lakaien, der mir nachtritt. Will Er mir aber durchaus einen Lakaien machen, so sage ich ihm, daß es ein weiter Weg ist bis zu meinem Dorf und zu Fuß. Es wird dem Herrn leicht zu viel werden!“ Er gab dem Soldaten eine Prise Schnupftabak, reichte ihm die Hand und sagte: „Gott mit uns allen! Daß Friede werde!“





„Ich kann Sie versichern, daß auch mein Mann heute freundlich an Sie denkt, Frau Meier!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.